

Diskussion : wie war es denn früher? : Zu Susi Oser, Ich leiste, also bin ich, in : NW 9/05 ; Das "Hamsterrad" fordert Opfer : Antwort an Meta Scholer-Meier

Autor(en): **Scholer-Meier, Meta / Oser, Susi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **99 (2005)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie war es denn früher?

(Zu Susi Oser, *Ich leiste, also bin ich*, in: NW 9/05)

Nach der Lektüre von Susi Osers Artikel «Ich leiste, also bin ich» hat man den Eindruck, erst in letzter Zeit seien die Auszubildenden unter grossen Druck geraten. Wie war es denn früher? War es da der Himmel auf Erden?

Ich bin eine 82-jährige ehemalige *Krankenschwester und Hebamme* und versuche jetzt, mich an meine Ausbildungszeit zurückzuerinnern. Ein paar Beispiele gefällig?

Im *Lindenhof Bern*, d.h. in dessen Spital, gab es keine Reinigungsangestellten. Das Putzen war Sache der «Schwesternschülerinnen» (heute angehende Pflegefachfrauen). Die Patientenzimmer sowieso, aber auch alle Gänge, Treppenhaus, WC's und Putzkammerli wurden täglich blank gescheuert. Mit den Patient/innen (heute Klient/innen) hatten wir kaum Kontakt. Die Direktion gab monatlich ein kleines Taschengeld, nachdem die Schülerinnen (Schüler gab es damals noch keine) 800 Franken Ausbildungsgeld hingeblättert hatten – für manche von ihnen keine Kleinigkeit! Und klar, dass unter diesen Umständen das Gesundheitswesen noch erschwinglich war. Auch die jungen Ärzte arbeiteten damals unter heute als unwürdig angesehenen Bedingungen. Im übrigen wohnten wir Krankenschwesternschülerinnen im Spital in Zweier- oder Dreierzimmern. Das war nicht immer angenehm – manchmal aber auch ganz lustig, ja sogar tröstlich.

Nach 6 Monaten gab es einen Wechsel, es kamen die Neuen und die Bisherigen wurden an die sog. Aussenstationen weitergegeben. Dort fing der Ernst des Lebens erst recht an, nämlich die *grosse Überforderung*, da man viel zu wenig und nur sehr theoretisch auf die Krankenpflege vorbereitet war. Ich erinnere mich, im 3. Lehrjahr 10 Wochen lang am Stück Nachtwache gemacht zu haben mit viel zu viel Verantwortung und 12 Stunden täglicher oder nächtlicher Arbeitszeit. Anschliessend gab es als Entschädigung 10 Tage Ferien.

Später habe ich im *Frauenspital Zürich* eine einjährige Weiterbildung zur Hebamme gemacht. Auch hier hatten wir einen 10–12-stündigen Arbeitstag und zweimal pro Woche von 20–22 Uhr Unterricht durch eine

Frauenärztin, die sich separat bezahlen liess. Lohn hatten wir keinen – man war ja schliesslich für eine Ausbildung gekommen. Dass auch nach dieser Zusatzlehre die Entlohnung mehr als bescheiden war, ist in heutiger Zeit unverständlich, denn Hebammen haben und hatten eine ganz schöne Verantwortung.

Fühlte man sich bei diesen miserablen Arbeitsbedingungen gestresst oder unter Druck? Manchmal schon bei grosser Hetze. Aber soweit ich mich erinnere, waren wir nicht unzufrieden. Schliesslich ging es den Lehrlingen anderer Berufe auch so oder ähnlich. Wenigstens hatten wir Schülerinnen keinen «Beziehungsstress», denn Zeit und Möglichkeit für eine Beziehung war wenig vorhanden.

Wenn ich meinen Grosskindern aus dieser Zeit (1943–1948) erzähle, können sie es gar nicht glauben oder sie denken, ich «spinne».

Zum Schluss: Ich habe Mühe, die Probleme der heutigen Jungen zu verstehen. Sie haben eine Wochenarbeitszeit von ca. 42 Stunden. Dass sie da auch ran müssen, glaube ich schon. Im Falle des Artikels von Susi Oser muss es sich um eine Schule für Kleinkindererzieher/innen handeln. Da müsste die Arbeit unter anderem doch auch *Freude* machen. Davon spürt man wenig. Sind es nicht die Jungen selber, die sich Stress machen mit allen ihren Ansprüchen an die Freizeit und an den Betrieb?

Gerne hätte ich uralte Grossmutter da ein paar Erklärungen. Bin ich im Fehler, wenn ich denke, die *heutigen Lehrlinge* hätten ein etwas angenehmeres und komfortableres Leben als wir damals? Probleme gibt es sicher heute noch – aber sind sie nicht lösbar?

Meta Scholer-Meier

Das «Hamsterrad» fordert Opfer (Antwort an Meta Scholer-Meier)

Liebe Frau Scholer

Vielen Dank für Ihren Brief mit Ihrem persönlichen Rückblick auf die eigene Ausbildungszeit und den aufgeworfenen Fragen zum Stress junger Menschen von heute.

Kein Zweifel: Ihre Erlebnisse als Auszubildende machen deutlich, dass auch Sie – und bestimmt könnte man das ausweiten auf Ihre Generation – oft unter Druck ler-

nen und arbeiten mussten. Jede Generation hat mit ihren eigenen *gesellschaftsspezifischen Schwierigkeiten* zu kämpfen. Wie mir scheint, zeigen Ihre Beispiele einige zentrale, Ihre Zeit kennzeichnende Probleme auf, die Ausbildung und Arbeit prägten: Zu lange Arbeitszeiten, zu viel Nacharbeit, zu wenig (oder gar kein) Lohn, «miserable Arbeitsbedingungen». Sie wurden auf Ihre Arbeit «viel zu wenig vorbereitet» und hatten «viel zu viel Verantwortung». Gegen solche Verhältnisse wurde in der Folge gewerkschaftlich mehr oder weniger erfolgreich gekämpft – zumindest was die äusseren, überprüfbaren Rahmenbedingungen betrifft.

Trotz den sicher belastenden und Kräfte raubenden Arbeitsbedingungen waren Sie, «so weit ich mich erinnere, nicht unzufrieden». Was machte die Situation erträglich? Im Gegensatz zur heutigen Situation war der von Ihnen so anschaulich beschriebene *Druck* zumindest *fassbar*, lokalisierbar sowie zeitlich überschaubar und begrenzt. Hebamme zu werden und dabei «eine ganz schöne Verantwortung» zu tragen, war für Sie offensichtlich ein erstrebenswertes und wohl endgültiges Ziel. Halt gab auch die «tröstliche» Gemeinschaft mit den im gleichen Zimmer wohnenden Krankenschwesternschülerinnen. Vielleicht wirkte Ihre Familie als zusätzliche Stütze?

Ihre Ausbildung fiel in die Endzeit des Zweiten Weltkriegs und in den Beginn der Nachkriegszeit: Eine *Zeit der Neuorientierung*, des Aufbruchs, der Neukonstituierung: Ihre Generation hatte den Krieg beziehungsweise die Kriegsgefahr hinter sich und die Zukunft vor sich. Die fortschreitende zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts versprach, mithilfe von Wissenschaft, Technik und freier Wirtschaft das Leben grundlegend zu verbessern.

Aus solchen «Verbesserungen» ist schliesslich die sogenannte postmoderne Gesellschaft entstanden. Sie hat eine Generation hervorgebracht, die mit den Schattenseiten der neuen Möglichkeiten und Freiheiten zu kämpfen hat. Der *Glaube an die Machbarkeit*, an die individuelle Freiheit, an das grenzenlose (Wirtschafts-)Wachstum, an die Erreichbarkeit jedes individuellen und gesellschaftlichen Ziels durch Leistung löste allmählich traditionelle, religiöse und naturgebundene Glaubenssätze ab und

wurde zum Diktat. Die heutigen Jugendlichen sind einerseits konfrontiert mit einer Unzahl denkbarer Möglichkeiten, welche jedoch mit der Forderung nach steter Anstrengung zur Verbesserung der Leistung im gesellschaftlichen Wettbewerb, nach *Flexibilität und Mobilität* verbunden sind. Im Gegensatz zu Ihrer Zeit ist der heutige gesellschaftliche Leistungsdruck nur ansatzweise lokalisierbar und somit auch schwer anzugehen und zu bekämpfen. Es handelt sich um einen *diffusen Lebensstress*, der sich dadurch auszeichnet, dass er viele Ebenen gleichzeitig betrifft, wenig konkrete Ansatzpunkte bietet und zeitlich endlos erscheint.

Ein Beispiel aus dem *Berufsbereich*: Für viele Berufsausbildungen steigen laufend die Anforderungen. Wo früher ein Sekundar- oder auch ein Realschulabschluss genügte, braucht es heute eine Maturität als «Eintrittsbillet». In andern Berufen werden Oberstufenzeugnisse von vielen Lehrmeistern gar nicht erst beachtet – die Lehrstellenbewerber/innen werden zu internen Tests vorgeladen. Zurück bleibt eine stetig wachsende Zahl junger Menschen, die in Schulen mit tieferem Niveau hängen geblieben sind oder die nötigen Tests nicht bestanden haben und ohne Aussicht auf eine Lehrstelle bleiben.

Gleichzeitig mit solchen Anforderungen erleben die jungen Menschen den Zerfall von Familien, sozialen Bindungen, Traditionen und Werten. Ihrer potentiellen Freiheit fehlen dadurch Leitplanken, die Orientierung müssen sie selber leisten und oft genug fehlt dazu ein sicheres, Halt gebendes soziales Netz. Die *neue Freiheit* ohne Boden und ohne Ausrichtung erweist sich speziell im Jugendalter häufig als *Überforderung*.

Ein Beispiel aus dem *Familienbereich*: Kürzlich forderte ich meine 1.-Lehrjahrschülerinnen auf, eine Definition von «Familie» zu erstellen. Heisse Diskussionen führten zum Schluss, dass eine Familie nichts mit Mann und Frau, nichts mit Verwandtschaft, nichts mit Kindern, nichts mit mehreren Generationen, die zusammenleben, nichts mit Zusammenleben überhaupt zu tun haben muss. Der gemeinsame Nenner, auf den man sich einigen konnte, war eine Wahl-gemeinschaft mehrerer Menschen, die in irgendeiner Form etwas miteinander zu tun haben.

Der allgemein gültige *Massstab für das*

(Über-)Leben ist das Gesetz des Wachstums und der globalisierten Wettbewerbsfähigkeit, welches zunehmende Geschwindigkeit, Effizienz, Rationalisierung und Flexibilität erfordert, unabhängig von der Kapazität, den Ressourcen und der Entwicklungsgeschwindigkeit der einzelnen Menschen. Die Botschaften, die unserer Jugend damit implizit vermittelt werden, sind folgende: Wähle einen Beruf und suche eine Lehrstelle, aber erwarte nicht, dass du etwas Entsprechendes oder überhaupt irgendetwas findest, denn grundsätzlich gibt es zu viele von euch und zu wenig Lehr- und Arbeitsstellen. Streng dich an, um deine Leistung stetig zu steigern – aber rechne nicht damit, dass du so deine Stelle sichern kannst. Bilde dich laufend weiter, um in deinem Beruf leistungs-, arbeits- und vermittlungsfähig zu bleiben, aber sei stets gefasst auf Ein- und Abbrüche in Beruf und Leben.

In seinem Buch «Entschleunigung», vorgestellt in *Neue Wege* 6/2004, ortet *Fritz Reheis* den «Motor für das Hamsterrad», in dem sich der heutige Mensch befindet, in den *Kapitalmärkten*, «die den Takt schlagen und das Tempo bestimmen». Damit werden «auf allen Ebenen evolutionär entstandene System- und Eigenzeiten durch ökonomische Programmzeiten überlagert, vergewaltigt, zerstört». Dass dieses Hamsterrad unübersehbar in zunehmendem Mass Opfer fordert, habe ich in meinem Artikel aufzuzeigen versucht. Die Vervielfachung

Jahresversammlungen 2005 in Bern

Die Jahresversammlungen der Freundinnen und Freunde der Neuen Wege sowie der Religiös-Sozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz haben am 4. Juni 2005 im Hotel Kreuz in Bern stattgefunden. Höhepunkt der Veranstaltung war das Referat von *Jacques Gaillot*, dem nach Parthenia verbannten Titularbischof, der seine fiktive Diözese unter dem algerischen Wüstensandpastoral und politisch wirksam ins Internet verlagert hat. Darüber wie auch über die nachfolgende Diskussion, die vor allem den *Sans-papiers* in der Schweiz gewidmet war, hat *Ferdinand Troxler* im Juli/Augustheft 2005 (S. 264ff.) berichtet.

von Depressionen, psychosomatischen Erkrankungen, Wahrnehmungsstörungen, Hyperaktivität etc. in den letzten Jahren müssten als Alarmsignale dieser postmodernen Gesellschaft verstanden und ernst genommen werden.

In einem Punkt kann ich Sie beruhigen: Die *Arbeit als Kleinkinderzieherin* macht den von mir erwähnten Schülerinnen durchaus *Freude*. Sie lernen diesen Beruf mit grosser Motivation, sind interessiert und wissbegierig – sofern sie an der Schule und am Ausbildungsplatz auch die Gelegenheit erhalten, ihren Fragen und Interessen nachzugehen, ihr inneres Engagement in Tat umzusetzen und ihren Fähigkeiten entsprechende Verantwortung zu übernehmen. Das ist im Vergleich zu Ihrer Ausbildungszeit wohl ähnlich geblieben. *Putzen* übrigens müssen auch sie!

Schade nur, dass ausgerechnet *dieser* anspruchsvolle Beruf mit dem Vollzug des neuen Berufsbildungsgesetzes abgewertet wird: Die bisherige Ausbildung an Fachschulen wird abgelöst durch eine Ausbildung an Berufsschulen, das Eintrittsalter von 18 auf 16 Jahre gesenkt und die bisher verlangte Praxiserfahrung gestrichen. Neu ist auch die Berufsbezeichnung: *Fachfrau Betreuung*. Und dies in einer Zeit, in der die Wichtigkeit früher Förderung, Bildung und Erziehung allgemein bekannt ist!

Da freue ich mich für Sie, dass Hebamme als Beruf und Berufung überlebt hat! Oder täusche ich mich? *Susi Oser*

Freund/innen der Neuen Wege

Präsidentin *Pia Hollenstein* begrüsst die Anwesenden, insbesondere die Gäste aus der *Fédération Romande des Socialistes Chrétiens*, die mit ihrem Präsidenten *Didier Rochat* angereist sind.

Das *Protokoll* der letzten Jahresversammlung ist im Januarheft 2005 erschienen. Es wird genehmigt und dem Verfasser, *Yves Baer*, verdankt.

Die Präsidentin kann in ihrem *Jahresbericht* auf ein ruhiges Vereinsjahr zurückblicken. Der Vorstand hat sich zu drei Sitzungen getroffen, die in herzlicher Atmosphäre verliefen. *Pia Hollenstein* dankt der Quästorin *Ursula Leemann* mit einem Blumenstrauss für ihren Einsatz, den sie Jahr

Aus unseren
Vereinigungen